

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 6

Artikel: Das erste Wort
Autor: Ringier, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664101>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die heiligen Könige.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
sie frugen in jedem Städtchen:
„Wo geht der Weg nach Bethlehem,
ihr lieben Buben und Mädchen?“

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
die Könige zogen weiter;
sie folgten einem goldenen Stern,
der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
da sind sie hineingegangen;
das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
die heil'gen drei Könige fangen. Heinrich Heine.

Das erste Wort.

Von Martha Ringier.

Schade, daß sich niemand Zeit nahm im Vorbeigehen den Blick zu den blanken Fenstern des dritten Stockes zu erheben. Doch wer überhaupt stehen blieb vor dem Haus, der tat es der alten Sachen wegen, die dort aufgestapelt waren. Vielleicht war irgend etwas Wertvolles darunter, das der Meister Kaltenbach an einer Gant erstanden. Deshalb kehrten auch Antiquitätenfahmler bei ihm ein, steckten die Nasen in alle Winkel der düstern Räume, und wenn sie ein Stück entdeckten, das ihnen zusagte, zogen sie es hervor, drehten es scheinbar gleichgültig hin und her und fragten nach dem Preis. Darauf stellten sie es wieder an seinen Platz, hielten weiter Umschau, aber schließlich begannen sie doch zu feilschen. Wenn der Besitzer nicht darauf einging, taten die Kauflustigen gekränkt, wurden zuweilen auch grob, aber sie zahlten doch den geforderten Preis, denn im Grunde war er ja spottbillig. Was sie nicht in ihre Mantel- oder Rocktaschen stopfen konnten, das wurde von einem Burschen aus der Nachbarschaft auf einen Karren geladen und dem neuen Besitzer zugeführt. Das Lager des Schreiners Kaltenbach ward immer größer und erstreckte sich schließlich durch die zwei Stockwerke, wo seine Wohnräume waren. Auch dort hatten die Kunden Zutritt. Außer diesen ansehnlichen Käufern kamen eine Menge kleine Leute, die nach billigem Hausrat suchten, nach gebrauchten Stücken, die Kaltenbach bei Auktionen oder Erbschaften erstanden und aufgefrischt hatte, daß sie nach etwas aussahen. Er gab alles mit kleinem Gewinn ab, denn er war ein schlechter Geschäftsmann, sonst hätte er es weiter gebracht als zu einem Trödlerladen und zum Reparieren alter Möbel. Verbittert und einsam brachte er

seine Tage zu und ging nur unter Menschen, um einen Handel abzuschließen. Er hatte lange Jahre mit seiner alten Mutter zusammengelebt und sich nie Zeit genommen, eine Frau zu suchen. Als die Mutter starb, da war es zu spät.

Oben im dritten Stock saß auch ein einsamer Mensch, die Witwe Bogelsang, aber bei ihr roch es nicht nach altem Kram, sondern nach neuer Wäsche, und die Sonne, die nur im Hochsommer bis ins Erdgeschoß Helle brachte, schien bei ihr schon in aller Frühe und bis in den Mittag hinein. Um ihr das zu danken, hatte Frau Bogelsang eine Reihe Blumentöpfe auf das Fensterbord gestellt, die prächtig gediehen, ob sie nun in einem alten Milchhafen, dem der Henkel fehlte, wuchsen oder in einem Blecheimerchen. Es gefiel ihnen hier, und sie trieben Schoß um Schoß und Blüte um Blüte. Es war fast wie ein kleines Wunder, und eben deshalb war es bedauerlich, daß niemand das Blühen sah. Es war Frau Bogelsang oft, sie müsse die Leute, die unten vorübergingen, anrufen und sie auf die Augenweide aufmerksam machen. Aber da die Menschen nützliche und handliche Dinge den Wundern von jeher vorzogen, gingen sie eben stumpf hier vorbei, und Frau Bogelsang war viel zu schüchtern, um sich bemerkbar zu machen. Schließlich war es auch schön, die Blüten ganz zu eigen zu haben.

Freilich, viel Zeit hatte sie nicht, sich daran zu erquicken, denn müßig sein durfte sie nie. Die Nähmaschine rasselte den ganzen Tag und jeden Mittwoch holte der Ausläufer vom Geschäft die fertige Wäsche und brachte die zugeschnittenen Teile der Duzendware, die man ihr anvertraute. Wäre ihr Mann selig nicht vierzig Jahre lang in dem Weißwarengeschäft am

Markt angestellt gewesen, hätte sie wohl nicht einmal diesen magern Verdienst bekommen. Der Geschäftsinhaber ersparte sich auf diese Weise die Pension, die er der Witwe schuldig gewesen wäre, und es sah zudem nach außen gut aus, wenn es hieß, das Haus unterstütze die Hinterbliebenen seiner Angestellten. Frau Vogelsang war zeitlebens knapp dran gewesen und fand deshalb den bescheidenen Lohn vollständig genügend. Was brauchte sie denn für sich? An Lebensmitteln herzlich wenig, noch weniger an Kleidern; die alten taten ihren Dienst. Ihr einziger Luxus war die kleine Wohnung im Kaltenbachschen Hause; aber sie konnte sich nicht entschließen, sie aufzugeben. Hier hatte sie schon mit ihrem Mann ein Duzend Jahre gewohnt, und jetzt allein wiederum ein Jahrzehnt; da war sie verwachsen mit jedem Winkel. Der Hausmeister riet ihr, das eine Zimmer zu vermieten. Sie hatte auch schon mehrmals den Versuch gemacht, doch er war nie gut ausgefallen: der eine Mieter war frech und vielverlangend, ein anderer hatte sich davongemacht ohne zu zahlen, und die jungen Dinger — o, mit denen wollte sie es lieber nicht zu tun haben; so gab sie es auf. Wand an Wand mit einem wildfremden Menschen zu hausen, das war Frau Vogelsang überdies ein peinlicher Gedanke, und konnte denn nicht plötzlich ihr Sohn, der Wilhelm, heimkommen? Er mußte doch seine Stube finden, wie er sie verlassen; aber vorläufig kam von ihm nur alljährlich um Weihnachten herum oder auf Neujahr eine Karte, einmal aus Paris, ein andermal aus Belgien und das letztemal sogar aus England.

Das war bald ein Jahr her, und Frau Vogelsang wunderte sich, ob er noch am selben Ort sei oder wieder Unglück gehabt habe. Sie war überzeugt, daß ihr Sohn ein Pechvogel sei, denn das Unstete lag weder in ihrer noch in ihres Mannes Familie. Alle hatten recht und schlecht ihren Posten ausgefüllt und zu ihren Arbeitgebern gehalten bis an ihr Ende. Und in die Fremde gezogen waren nur wenige. Warum nur ihr Sohn sich nirgends halten konnte? Ach, sie wußte es wohl, die Marie vom Nachbarhaus war schuld, die hatte ihm schön getan, und als sie nach Frankreich ging, verliebte Briefe geschrieben, bis er ihr nachgereist war. Dann hatte das Elend angefangen; als er plötzlich in der fremden Stadt auftauchte, hatte ihn das Mädchen mit Vorwürfen überschüttet, denn sie hatte sich gerade mit einem Franzosen verlobt, und so

kam ihr Wilhelm ungelegen. Er hatte es damals seiner Mutter geklagt, und sie wußte, das nahm er sich nun so zu Herzen. Nach Hause wollte er nicht mehr, er fürchtete ausgelacht zu werden, vielleicht hätte die Mutter auch triumphiert: „Hab ich es nicht immer gesagt, die Marie sei ein leichtes Tuch! Jetzt hast du es!“

Nein, das wollte er nicht hören, und so zog er weiter; aber er war ein ungeschickter Arbeiter und kam in die Hände aufrührerischer Gesellen, die sahen in ihm zuerst einen Rädelshführer, denn er fuchtelte mit den Fäusten und konnte grimmig dreinschlagen. Doch Wilhelm war nur mittelmäßig begabt, dreinschlagen, das konnte er allenfalls, aber das war auch alles. Da ließen ihn die Kameraden wieder fallen; dies hatte ihm fast so zugesetzt wie der Verrat der Marie, und er kam sich benachteiligt und minderwertig vor und grollte dem Schicksal.

Frau Vogelsang glaubte unentwegt, daß ihr Sohn einmal heimfinde und hier ansässig werde, und sie machte Pläne, wie schön sie es dann zusammen haben wollten. Über dem Plänemachen vergingen die Jahre, sie merkte es kaum bei dem einförmigen Leben. Allemal, wenn es auf Weihnachten ging, kam eine Unruhe über sie. An einer Weihnacht war es ja gewesen, daß Wilhelm plötzlich erschienen war, damals, als ihr Mann noch lebte. Nein, diese Überraschung! Es schien, als fühle sich der Sohn wieder wohl daheim; er hatte sich um eine Stelle umgetan. Doch es ging wie immer: ein anderer kam ihm zuvor. Da war er wieder davon ohne Abschied zu nehmen. An diesen kurzen Besuch erinnerte Frau Vogelsang eine kleine Holzfigur, die Wilhelm ihr mitgebracht: eine Muttergottes, die holdselig auf den Jesusknaben auf ihren Armen blickt. Es war ein altes Figürchen, und es mochte keinen großen Kunstwert haben, aber der Schnitzer hatte seine Seele hineingelegt, das spürte der Beschauer. In ihrer Freude über das Geschenk, war sie damit zu Meister Kaltenbach gelaufen, der hatte ihr zehn Franken dafür geboten. Sie hatte es ihm doch nicht deshalb gezeigt! Enttäuscht riß sie ihm ihren Schatz aus den Händen und hastete die Treppe hinauf. Was hatte Kaltenbach noch gesagt? Sie sei ja nicht katholisch, und wenn man einer Gemeinschaft angehöre, habe solch ein Bildwerk nicht viel Bedeutung. Was wußte der davon! Gab es etwas Lieblicheres als diese Maria, die ganz versunken schien in den Anblick ihres Kindes? Nein, sicherlich, das gab sie

nicht mehr her. Sie durfte doch wahrhaftig zum Schmuck ihres Heimes auch etwas haben, das bare zehn Franken wert war. Später einmal, als der Prediger sie besuchte, tupfte er mit langem Finger auf die kleine Statue: „Das solltet Ihr nicht aufstellen, Frau Vogelsang,“ sagte er mißbilligend. Seither barg sie ihren Schatz in einer Schublade und nahm ihn nur selten heraus; aber jedesmal stieg wieder die Freude in ihr hoch, und sie fuhr mit zärtlicher Hand über das braune Holz. Doch mit der Zeit tat sie auch das nicht mehr oft, und zuweilen, wenn es gegen das Monatsende ging und sie die Miete noch nicht beisammen hatte, oder wenn etwas Notwendiges angeschafft werden sollte, dachte sie an die geschnitzte Muttergottes und den Geldwert, den sie bedeutete, und doch schien es ihr wiederum Sünde, sich von diesem einzigen Geschenk ihres Sohnes zu trennen. Es konnte noch schlimmer kommen, sie konnte krank werden und nichts mehr verdienen, und dann war es noch Zeit an den Verkauf zu denken.

Meister Kaltenbach hatte noch verschiedene Male angefeht und ihr statt zehn sogar zwanzig Franken angeboten.

„Sie würden es ja doch nur verkaufen,“ wehrte Frau Vogelsang ab.

„Was verkaufen!“ entrüstete sich der Meister. „Man darf doch auch einmal etwas für sich behalten, das einem gefällt. Und die Muttergottes gefällt mir nun eben.“

„Mir auch, und deshalb behalte ich sie,“ entgegnete Frau Vogelsang kühl.

Nun waren wieder die Tage, da die Schneeflocken sachte zur Erde fielen und man die Schritte draußen nur gedämpft hörte. Aber Frau Vogelsang hielt trotzdem immer wieder ihre Maschine an, öffnete zuweilen das Fenster und spähte die Straße entlang, ob am Ende...

„Einmal muß er doch heimkommen, sonst trifft er mich nicht mehr,“ murmelte sie. Es war sicher heut' schon das sechstemal, daß sie den Kopf, so weit sie konnte, hinausreckte. Die Arbeit wollte einfach nicht rücken. Was ging denn da unten vor? Eine Schar Kinder stand gerade vor dem Haus, eines stieß das andere an, und sie machten große Augen und flüsterten einander etwas zu. Nun liefen zwei Mädchen davon und kamen gleich mit ihren Müttern zurück, und diese verwarfen die Hände.

„Du meine Güte, er ist sicher tot, ich trau' mich nicht zu,“ sagte die eine zur andern.

„Wer ist tot?“ schrie Frau Vogelsang und

beugte sich noch weiter hinaus. Das Herz stand ihr fast still.

„Der Kaltenbach. Er liegt da im Hausgang und rührt sich nicht.“

Das Fenster im dritten Stockwerk ging klirrend zu, und so behende es Frau Vogelsang möglich war, stieg sie hinunter. Ja, da lag der alte Mann und bewegte kein Glied. Frau Vogelsang starrte entsezt zu ihm nieder, dann griff sie nach seiner Stirne, die fühlte sich warm an. Nein, nein — gottlob, er lebte.

„Er hat in letzter Zeit oft über Schwindel geklagt, es ist gewiß nur eine Ohnmacht,“ tröstete sie sich und sah Zustimmung heischend im Kreise umher. Dann versuchte sie, den Meister aufzurichten, aber es gelang ihr nicht, und niemand ging ihr an die Hand, trotzdem immer mehr Leute hinzugetreten waren.

„Holt den Arzt,“ befahl Frau Vogelsang mit harter Stimme. Gleich stoben ein paar Kinder davon. Endlich erschienen zwei Männer aus dem Nachbarhaus, die trugen den scheinbar Leblosen in seine Wohnung. Frau Vogelsang war voraus geeilt, hatte das Bett abgedeckt und half nun den Schreiner entkleiden. Dabei traf sie noch der Arzt.

„Ein Schlaganfall,“ sagte er, nachdem er Kaltenbach untersucht, und er gab Frau Vogelsang Anweisung, was zu tun sei. „Oder wäre es am Ende besser, wir brächten ihn gleich in den Spital, so sind Sie nicht geplagt mit der Pflege. Er geht sie ja eigentlich nichts an.“

„Nein, das mag er nicht, er ist gar ein Eigener. Ich pflege ihn schon,“ entschied Frau Vogelsang.

Nach einigen Tagen wurde es besser mit dem Meister, er konnte sich bereits wieder ein wenig helfen, nur das Sprechen wollte noch nicht gehen. Frau Vogelsang verstand kein Wort, und das machte den Kranken unglücklich, immer von neuem versuchte er sich verständlich zu machen, doch es kamen nur unklare Laute aus seinem Mund. Einmal, als ihn Frau Vogelsang eine Weile allein gelassen, fand sie ihn in Tränen. Da strich sie ihm über die Stirne und trocknete mit dem Taschentuch die nassen Wangen. Wie leid tat er ihr! Von nun an nahm der Arme alle ihre Gedanken gefangen; sie traute sich fast nicht mehr aus der Stube und gönnte sich kaum Zeit etwas zu kochen.

„Keinen Menschen hat er, der sich um ihn kümmert,“ klagte sie dem Arzt.



Fig Bernina, vom Diavolezza aus gesehen.

Nach einem Gemälde von Ernst Burthard, Richterswil.

„Grad wie Sie,“ erwiderte dieser.

„Ich habe doch meinen Wilhelm,“ meinte sie vorwurfsvoll. „Und immer an Weihnachten meine ich, er müsse kommen, wie damals vor elf Jahren. Aber herrjeh, heute ist ja glaub’ gerade der vierundzwanzigste, nicht? Ich bin ganz aus der Ordnung gekommen.“

„Ja, morgen ist Weihnacht,“ bestätigte der Arzt. „Und ich werde deshalb erst übermorgen nach dem Patienten sehen. Unsererins will auch etwas von den Festtagen haben. Und hier geht es ja besser.“

„Wenn ich ihn nur verstehen könnte, er ist oft so ungeduldig.“

„Es wird sich schon wieder machen. Aber hier, Frau Vogelsang, ist ein Fünffrankenstück, daraus kaufen Sie sich etwas Gutes. Sie sind ja ganz zusammengefallen. Um Meister Kaltenbach brauchen Sie sich wirklich nicht zu sorgen, er überhaut’s.“ Unter der Türe wandte sich der Arzt nochmals um. „Meine Frau will heute noch das Mädchen vorbeischieben mit einem Weihnachtspaket. Sie haben ihr Herz gewonnen mit Ihrer Fürsorge um den alten Mann.“

Eine Stunde später lag das versprochene

Paket auf Frau Vogelsangs Tisch. Sie war ganz aufgeregt, als sie die Schnur löste. Ach, wie gut ging es ihr! Gerade eine gestrickte Jacke hatte sie schon lange nötig, doch dazu hatte es nie gelangt. Und dann war noch Kaffee und Backwerk da. Das war ja ein Christfest, wie sie es nie erlebt. Nun wollte sie einkaufen gehen, bevor es dämmerte. Sie sah noch rasch nach ihrem Kranken, ehe sie das Haus verließ. Als sie zurückkam, bog eben der Briefträger um die Ecke.

„Etwas für Sie,“ sagte er und hielt ihr eine Karte hin.

Frau Vogelsang stieg treppauf wie eine Junge. Das war sicher ein Gruß vom Wilhelm. Sie machte Licht und suchte nach der Brille. Wo kam die Karte nur her? Sie drehte sie um und buchstabierte langsam: Manchester. Wieder ein anderer Ort, hoffentlich war das nicht etwa in Amerika! Ihre Augen glitten über die Schriftzüge.

„Liebe Mutter. Es geht mir gut, habe diesen Sommer geheiratet und werde im Frühling mit meiner Frau zu Dir kommen. Daish will die Schweiz sehen. Indessen grüßt mit herz-

lichem Glückwunsche Dein Sohn Wilhelm.“ So las Frau Vogelsang laut, und sie las noch zweimal, so sehr übernahm sie die Nachricht. Diese Freude! Nun ging es Wilhelm endlich gut, und er hatte die Marie vergessen und eine andere lieb gewonnen. Und daß er kommen wollte im Frühjahr. Es flimmerte der Mutter vor den Augen. War das ein Glückstag! Und nun stieg ihr noch der Geruch vom Sauerkraut in die Nase und erinnerte sie an ihr Festessen. Eilig packte sie aus. Frau Vogelsang sah ganz verklärt um sich. Da fiel ihr plötzlich der Kranke ein, den hatte sie ja ganz vergessen in ihrem Glückstaumel.

Als sie auf der Treppe war, hielt sie inne: nun war sie so reich, und da unten lag einer, dem niemand etwas Liebes getan, den keine freudige Nachricht erreicht. Sie kehrte um, ging über ihre Kommode und kramte in der Schublade. Ja, die Muttergottes, die paßte als Weihnachtsgeschenk für den Meister. Aber es ging doch nicht an, daß sie sie ihm einfach aufs Bett legte. Sie suchte in der Küche nach einem Kerzenstümpflein und holte aus dem Hof ein paar Zweige vom Buchsstrauch, der dort ein kümmerliches Dasein führte und nun ganz verschneit da stand. Dann holte sie ihr Tassenbrett,

ordnete die Bescherung darauf, zündete die Kerze an und ging ins untere Stockwerk.

Meister Kaltenbach hatte sich der Wand zugekehrt und war ein wenig eingenickt. Als die Türe knarrte, drehte er sich um und blinzelte verschlafen in den hellen Schein.

„Heute ist heiliger Abend, Herr Kaltenbach,“ begann Frau Vogelsang. „Da hab ich Ihnen eine Freude machen wollen. Sie haben ganz recht gehabt: die Muttergottes gehört hieher, und jetzt bleibt sie da. Das Kreuzifix stellen wir auf die andere Seite, die Muttergottes gehört aufs Eckbrett, dann sehen Sie sie immer vom Bett aus.“

Der Kranke strengte sich an zu reden, zwischenhinein würgte ihn ein Schluchzen. Endlich brachte er hervor: „Mu—Mutter—“

„Ja, ja,“ sagte Frau Vogelsang. „Mutter, das ist ein gutes Wort und gehört zur Weihnacht wie kein anderes. Und nun gar die Maria, die das Heil der Welt unter dem Herzen trug, was war das für eine Mutter, die besser als wir alle mußte, was es heißt: selig sein und die größte Qual erdulden. Aber nun wollen wir uns freuen, Meister Kaltenbach, freuen, daß es Schritt für Schritt besser geht, und freuen, daß heute das Christkind eingekehrt ist.“

Die Weihnachtsbäume.

Nun kommen die vielen Weihnachtsbäume
aus dem Walde in die Stadt herein.
Träumen sie ihre Waldesträume
weiter beim Laternenschein?

Könnten sie sprechen! Die holden Geschichten
von der Waldfrau, die Märchen webt,
was wir uns alle erst erdichten,
sie haben das alles wirklich erlebt.

Da stehn sie nun an den Straßen und schauen
wunderlich und fremd darein,
als ob sie der Zukunft nicht recht trauen,
es muß doch was im Werke sein.

Aber, wenn sie dann in den Stuben
im Schmuck der hellen Kerzen stehn
und den kleinen Mädchen und Buben
in die glänzenden Augen sehn,

dann ist ihnen auf einmal, als hätte
ihnen das alles schon mal geträumt,
als sie noch im Wurzelbette
den stillen Waldweg eingesäumt.

Dann stehen sie da, so still und selig,
als wäre ihr heimlichstes Wünschen erfüllt,
als hätte sich ihnen doch allmählich
ihres Lebens Sinn enthüllt;

als wären sie für Konfekt und Lichter
vorherbestimmt, und es müßte so sein,
und ihre spizen Nadelgesichter
sehen ganz verklärt darein.

Gustav Falke.